

(Nachdruck verboten.)

81

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

„Eine Viertelstunde müssen Sie jetzt still sein und essen, essen, essen. Sie müssen nach der Reise wütend hungrig sein. Nichts schrecklicher für einen Mann als ein leerer Magen, so schlimm wie für die Frau ein leeres Herz. . . . Hier die Sardinen müssen Sie kosten. Das ist Frigens Leibgericht. Wir wollen sie ihm rein aufessen. Wenn er die leere Büchse sieht, das wird ihn tiefer kränken, als wenn er erführe, Sie hätten mich ihm gestohlen. — Ach, aber was schwaiz ich alles! Sie sollen essen.“

Mit einem Ruck lehnte sie sich zurück und verstummte gänzlich. Ihr selbst schien das Essen mehr Spielerei zu sein, und sie achtete weniger auf die Stillung ihres eigenen Appetits als darauf, daß ihr Gast tapfer zulange. Als sie dann fertig waren, nahm sie die Weinflasche und ein Glas und beide saßen wieder auf ihrem alten Platz.

„Nun machen Sie sich's bequem. Denken Sie, Sie wären zu Haus. Ich wäre Ihre Frau. Ach, wie hübsch muß das sein, so als Mann und Frau zu sitzen. Die Kinder schlafen. Tagesmühe und Plage ist vorbei. Der Regen trommelt gegen die Scheiben. Ach, Sie müssen doch sehr glücklich sein. Nicht wahr?“

Er lachte und sagte in leichtem Ton:

„Man schätzt das, was man hat, immer weniger, als das, was man nicht hat. Eine undankbare Kreatur ist der Mensch.“

„Was machen Sie, wenn Sie abends mit Ihrer Frau zusammensitzen?“

„Alles mögliche. Man liest sich vor. — Was täten Sie denn, wenn Sie meine Frau wären?“

„Ich? . . . Am liebsten machte ich Zukunftspläne. Das wäre meine Leidenschaft. Wenn ich einen sicheren Boden unter den Füßen hätte und an morgen denken dürfte — ich lebte ganz in der Zukunft. Ich stellte Reisen zusammen. Ich baute Häuser. Ich begleitete meine Kinder auf ihrem zukünftigen Lebensweg. Ach, schön muß es sein, Zukunft zu haben.“

„Aber Maggie, wie sprechen Sie denn? Liegt vor Ihnen nicht die schönste Zukunft?“

„Meine Zukunft — haha! Möchten Sie wissen, wo meine Zukunft liegt? Im Souffleurkasten, im Spital, im — und das wäre vielleicht noch das Beste — im Bett eines alten, reichen Juden. Aber sterben werde ich da nicht. Ich werde im Elend sterben. On revient toujours — — — Ich bin auf der Gasse groß geworden. Warum soll ich da nicht auch sterben? Wenn ich ein altes Weib mit Streichhölzern sehe, denke ich immer: Grüß dich Gott, Zukunft!“

„Ach, was sind das alles für Einbildungen? Sie mit Ihrem Talent!“

„Daß ich jung und hübsch bin, das ist das Beste an meinem Talent. . . . Komm mir nur keiner mit Zukunft. Ich hab kein gestern, kein morgen. Manchmal finde ich alte Briefe, lese sie wieder, sehe noch die Tränen auf dem Papier. Und dann denk ich und denke: ja, wer war's denn nur, der dich damals liebte? Und den du so liebtest? Um den du geweint hast. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Ich kann mich nicht darauf besinnen. Ich mag's auch nicht. Ich leb im Augenblick. Was gestern war und morgen kommt, da pfeif ich drauf. Ich will nicht wissen, wie die Tage fliegen, wie ich älter werde, wie die Runzeln kommen, Festpolster, hohle Bahne — nichts will ich wissen, als das, was ist. . . . Ach, und doch muß es schön sein, still sitzen und Träume spinnen zu können.“

Sie lehnte sich zurück und ließ die Augen schließend. Wiederholte sie: „Ja, schön wär's. Wie ich noch als Kind oft abends auf der dunklen Hofstreppe saß, nichts hatte — alles hoffte. . . . Nun hab ich alles und hoffe nichts.“

Es war so still, daß man nebena. die Uhr ticken hörte.

„Warum erzähle ich Ihnen das alles nur? Komisch! Glauben Sie, ich hätte je mit einem Menschen so gesprochen? Mit Fritz, mit irgend 'nem anderen? Nie!“

Sie sprang auf.

„Nie! Warum mit Ihnen?“

„Vielleicht weil Sie fühlten, daß die anderen das Weib in Ihnen sahen, und ich uneigennützig bin.“

„Das wird's wohl sein,“ sagte sie nachdenklich. „Den anderen gegenüber war ich so, wie sie mich wollten, gegen Sie aber kann ich sein, wie ich bin. Ich hab Vertrauen zu Ihnen. Drollig!“

„Was ist drollig?“

Aber sie schien ihn nicht zu hören, sondern summtte halblaut vor sich hin und sah ihn dabei von Zeit zu Zeit lachend mit zwinkernden Augen an.

„Maggie, ich glaube fast, Sie mokieren sich über mich.“

„Nein! Ach nein. Wirklich nicht. Und doch ist es so drollig.“

Sie kam wieder näher.

„Was ist so drollig? Sie oder ich?“

„Wir beide! Ein uneigennütziger Mann? Sie mögen mich nicht. Sie sind in Ihre Frau verliebt. Obwohl das kein Grund wäre. Aber ich gefalle Ihnen nicht. Ich bin nicht Ihr Genre. Oder warum sind Sie so uneigennützig? Wirklich aus Uneigennützigkeit?“

„Ja. Wirklich. Aber wenn Sie noch viel reden — — Weiß der Himmel, von Stein bin ich auch nicht.“

„Ach!“ machte sie, scheinbar grenzenlos erstaunt. „Nicht von Stein? Wirklich nicht?“

Er ergriff ihre Hand und wollte ihre Hüften umschlingen. Da wand sie sich wie eine Eidechse aus seiner Umklammerung.

„O, o! Nun brennt's! Hilfe, Hilfe! Das Strohfeuer brennt. . . . Adieu Uneigennützigkeit!“

Grabaus aber, leicht berauscht und erregt wie er war, stieß das Weinglas beim Niedersetzen so heftig auf, daß es zerbrach.

„Sie sind ein Satan, Maggie! Lassen Sie mich gehen.“

Im ersten Augenblick wollte sie aufjubeln vor Uebermut. Doch wie sie ihn da stehen sah, mit finsternem Gesicht, wurde sie plötzlich zaghaft.

„Was — was heißt denn das?“

„Verzeihen Sie — — aber es ist doch wohl besser, wenn ich mich empfehle. Seien Sie nicht böse.“

„Ich — böse?“ murmelte sie. „Nein, nein, nur nicht gehen. Doch jetzt nicht. Ein solcher Abgang —“ stammelte sie.

Ganz kleinlaut sammelte sie die größeren Scherben und holte dann von nebena Schaufel und Besen, um alles rein fortzuwischen.

„So — so! Weg mit den Scherben! Darum soll doch unsere Freundschaft nicht zerbrochen sein. Sier“ — sie reichte ihm ein neues Glas, das sie voll geschenkt hatte — „bitte trinken Sie, zum Zeichen, daß Sie nicht mehr böse sind. Oder sind Sie noch böse?“

Er sah sie kopfschüttelnd an und sagte:

„Ich möchte nur wissen, was Sie eigentlich für ein Wesen sind?“

„Ach, das weiß ich selbst nicht. Aber Sie müssen mir verzeihen.“

Sie ergriff seine Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Nicht mehr böse sein!“

„Ist das alles nun Spiel oder ehrlich?“

„Ehrlich!“ Sie sah ihn mit vollen Augen an. „Wirklich ehrlich! Ich wäre so glücklich, wenn Sie mein Freund sein wollten. Anders. . . . ach, das wäre ja schrecklich gewesen.“

„Warum sind Sie denn so?“

„Ich weiß nicht. Ich bin eben so. Aber Sie müssen mich deswegen nicht verachten. Sie müssen“ — ihre Stimme wurde weich und wie im Traum verschleiert — „Sie müssen mein guter, uneigennütziger Freund bleiben.“

Er nickte, und als sie ihr Glas hochhielt, stieß er mit ihr an. Darauf trank sie lächelnd in langsamen Zügen den Wein aus.

Sie nahm wieder Platz und begann ein harmloses Gespräch. Sie erzählte ihm von ihrer Kindheit, ihren Anfängen beim Theater, ihren Kollegen. Still und friedlich saßen sie, als wäre nie etwas zwischen ihnen geschehen. Als dann die Tür sich öffnete und Fritz Gebhard eintrat, fuhr Maggie erschrocken auf. Bögern ging sie ihm entgegen, ihre aufgeregte Freude hinter Gleichgültigkeit verbergend.

„Du bist's? So spät noch?“

Ein Undankbarer.

Von Michel Thibars. Autorisierte Uebersetzung.

Mühsam schleppte sich Vater Garreau, der Feldhüter von Francheville, die staubige Landstraße dahin. Unter den schrägen Strahlen der tiefstehenden Sonne funkelte seine große, rote Nase als wollte sie jeden Augenblick den struppigen, grauen Schnurrbart in Brand setzen.

„Himmeldonnerwetter!“ fluchte der Feldhüter im Gehen.

Vater Garreau war nicht zufrieden. Seit einem Monat hatte er, das Vorbild, das Muster aller Feldhüter Frankreichs und Navarras, er, in dessen Augen der Mensch nichts weiter war als ein Empfänger von Strafmandaten, — seit einem Monat hatte er keine Gelegenheit gefunden, auch nur eine einzige Anzeige zu erstatten! Vater Garreau fühlte sich aufs tiefste gedemütigt, entehrt. Ein Feldhüter, der keine Anzeigen erstattet, war in seinen Augen kein richtiger Feldhüter. Und dennoch — auch heute lehrte er ohne die geringste Beute von seiner Jagd auf Kontraventionen heim!

„Himmeldonnerwetter!“ . . . Dabei sind's noch mehr als zwei Meilen bis Francheville, und ich kann nicht mehr laufen . . . Kreuzmilionen . . .

So weit war er in seinen Betrachtungen gekommen, während er niedergeschlagen die scheinbar endlose Landstraße überblickte, als er hinter sich Räderrollen vernahm, und gleich darauf in Wagen ihn überholte.

„Guten Abend, Vater Garreau!“

Auf dem Wagen saß Verdance, der Bäcker von Francheville, ein junger Mann, den Vater Garreau von Kindesbeinen an kannte.

„Du bist, mein Junge? . . . Du kommst heute aber spät mit Deinem Brot!“

„Glaub's schon! Mein Brot ist mir verbrannt. Ich mußte noch einmal baden und deshalb konnte ich meine Kunden erst am Abend bedienen.“

„Du fährst jetzt nach Francheville zurück?“

„Noch zwei Lieferungen und dann nach Hause.“

„Das trifft sich ausgezeichnet! . . . Ich kann nicht mehr gehen. Du hast wohl ein Plätzchen für mich auf Deinem Wagen?“

„Aber natürlich!“ erwiderte der Bäcker. „Steigen Sie auf!“

Der Feldhüter stieg auf. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Vater Garreau machte es sich auf der Bank bequem, indem er mit sichtbarer Genugtuung seine schmerzenden Beine von sich streckte.

„Ein unschätzbare Dienst!“ beteuerte er. „Wirklich, ein großer Dienst, den Du mir erweist, mein Junge! . . . Ich weiß wahrhaftig nicht, wann ich ohne Dich nach Hause gekommen sein würde!“

Als man sich einer Heine, einsam an der Landstraße gelegenen Schänke näherte, betrachtete Vater Garreau angelegentlich den über der Tür schaukelnden Stiehpalmenzweig und gab zu verstehen, daß es schauerhaft heiß sei.

„Einen Schoppen Apfelwein, he?“ schlug Verdance vor.

Die rote Nase des Feldhüters wurde vor Vergnügen ein paar Nuancen röter.

Man trat ein. Man trank einen Schoppen Apfelwein. Verdance bezahlte.

„Das schmeckt!“ bemerkte Garreau.

„Noch ein Glas?“ bot Verdance von neuem an.

Der Feldhüter sagte nicht „nein“.

Dieser zweite Schoppen löste Vater Garreau die Zunge. Er stimmte seine gewohnte Litanei an: keine Kontraventionen, keine Strafmandate mehr! Welche Schande für einen Feldhüter, der auf seinen Beruf stolz ist!

Verdance, der das Siedenfeser des Mannes zur Genüge kannte, hörte ihm höflich zu, während er langsam seinen Apfelwein schlürfte und nur von Zeit zu Zeit zustimmend mit dem Kopfe nickte.

Als die beiden Männer, reichlich erfrischt, die Schenke verlassen, waren sie die besten Freunde von der Welt. Der Tag ging zur Rüste. Verdance, der es eilig hatte, nach Hause zu kommen, stieg rasch auf seinen Wagen.

„Schnell, Vater Garreau! Es ist schon spät!“

Der Feldhüter hatte den einen Fuß schon auf dem Trittbrett, als er plötzlich innehielt, während sein Blick wie gebannt am Wagenlasten hing.

„Sieh! Sieh!“ sagte er zu sich selbst.

Statt aufzusteigen, ging er dann um den Wagen herum, als wenn er etwas suchte. Die Flügel seiner großen roten Nase blähten sich, seine Augen funkelten. Er glück in diesem Moment einem Jagdhund, der das Bild „gestellt“ hat.

„Na, Vater Garreau, steigen Sie auf!“ mahnte der Bäcker ungeduldig.

„Ich komme schon.“ antwortete der Feldhüter.

Er nahm wieder seinen Platz ein. Der Wagen setzte sich von neuem in Bewegung. Den ganzen Weg über war der Feldhüter von einer brillanten Laune. Er kramte Jugenderinnerungen aus und erzählte Geschichten vom Regiment, bei dem er gedient hatte, mehr oder weniger gepfefferte Abenteuer.

„Das macht der Apfelwein.“ sagte sich Verdance. „Die beiden Schoppen, die werden ihm zu Kopf gestiegen sein, dem Vater Garreau!“

„Sey, sei nicht böse! Die Sitzung zog sich endlos hin. Ich war der erste, der ging. Alle anderen sind noch da.“

„Auch Frau Platen?“

„Ja.“

„Was, die war da?“ schrie sie aufgebracht.

„Der reine Zufall! Nachher will ich Dir alles erzählen.“

Erst gib mir was zu essen. Ich bin zum Umfallen hungrig.“

„Ach, Du! Betrüger! Und dabei hat er mir doch hoch und heilig geschworen, sie käme nicht hin.“

„Gebhard machte eine hilflose Handbewegung.“

„Nachher! Ich bin vor Hunger blödsinnig.“

„Sagt Du denn überhaupt noch nicht zu Abend gegessen?“

„Ach, was man so nennt. Wie's bei diesen Leuten ist. Aristokratisches Geschirr und plebejisches Essen. Sei gut, Maggie. Geh, schenk mir was!“

Er nahm sie um die Taille und gab ihr einen herzhaften Kuß. Und als wäre mit einem Schläge ihr Zorn verfliegen, rüßte sie ihm gleich Löffel und Messer zurecht.

„So, Du armer Kerl! Nun stärk Dich.“

Grabaus und Maggie setzten sich mit an den Tisch. Maggie, die jetzt ganz in ihrer Sorge für Fritz aufging, hatte für Grabaus kam noch einen Blick.

„Ach, Kinder, seid Ihr aber gemein!“ sagte der Maler und blickte schmerzlich enttäuscht auf die leere Sardinienbüchse.

„Ich hole Dir 'ne neue. Es muß noch eine da sein!“

sagte Maggie und eilte hinaus.

Der Maler stützte die Hand auf und sagte verträumt:

„Marie Luise — Marie Luise.“

„Wer ist das?“ fragte Grabaus.

„Ach — Frau Platen! Solch eine Frau hast Du noch nie gesehen. Ach, rein vom malerischen Standpunkt. Fleischöne und ein Haar — aber das alles — — der Mensch! — der Mensch!“

Nach diesen dunklen Worten goß er sich mit elegischer Handbewegung Wein ein.

„Ich bin verliebt! Ertrunken in 'nem Meer von Liebe.“

— Und sie — Lust bin ich für sie. Wir alle sind Lust. Sie sieht uns kaum. Spricht nur mit alten Leuten. — Marie Luise — der Name allein — — Maggie, Du bist ein Engel!“

„Ach, das wäre Maruschka auch, wenn sie die Sardinien brächte.“ sagte Maggie lachend.

Beinah mit Reid verfolgte Grabaus nun, wie Maggie für ihn kaum noch einen Blick hatte, sondern ganz Auge und Ohr für den Geliebten war. Als die Uhr eins schlug, wollte er sich empfehlen. Sofort stand Gebhard ebenfalls auf.

„Freilich, es ist die höchste Zeit. Maggie muß auch zu Bett. Sonst verschläft sie die Probe.“

„Gehst Du auch schon?“

Sie sah ihn an mit stumm stehendem Blick, und als er nur mit leisem Kopfschütteln antwortete, behingen ihre Wimpern sich mit blinkenden Tränen. Die Männer zogen sich schweigend die Mäntel an. Gähmend kam Maruschka, die so lange auf der Küchenbank geschlafen hatte, heraus, um ihnen zu leuchten. Grabaus verabschiedete sich zuerst. Noch einmal wollte Fritz die Geliebte zum Abschied küssen.

„Adieu, Maggie.“

„Geh nur! Ich hasse Dich!“

„Das war kein guter Abgang.“ murmelte er.

Auf der Straße schob Gebhard seine Hand unter den Arm seines Begleiters und stieß einen langen Seufzer aus. Es war dunkel und still, nur in der Ferne sahen sie auf der kreuzenden Friedrichstraße den hell erleuchteten Menschenstrom sich vorbeiwälzen. Nachdem sie eine Weile schweigend gegangen waren, sagte Grabaus plötzlich:

„Eigentlich hättest Du dableiben sollen.“

„Gätt ich sollen? Ja, was sollte man nicht alles?! Aber in der Liebe und in der Kunst gibt es kein Sollen und Müssen. Man kann's oder kann's nicht.“

„Und doch ist sie reizend.“

„Aber mich reizt sie nicht. — Ach, glücklich lieben ist schön. Hoffnungslos lieben, auch das geht an. Aber hoffnungslos geliebt werden ist entsetzlich.“

„Und doch hast Du Maggie mal geliebt.“

„Wie ein Wahnsinniger. Sechs Wochen war ich von ihr behert. Da war sie die Welt für mich. Da hab ich die größten Dummheiten für sie gemacht. Alle Aufträge fortgeschickt, niemanden gemalt, niemanden gesehen als sie. Dann war's aus.“

Sie traten in ein Café und suchten sich einen Tisch in einer Ecke.

(Fortsetzung folgt.)

Nach einer halben Stunde hielt der Wagen in einem Markt-Platz.

„Sie kommen heute aber spät, Herr Verdance!“ sagten die Kurbinnen, welche sich nach und nach einfanden.

Der Wäcker erzählte das Malheur, das ihm widerfahren war, während er das verlangte Gebäck abwog. Vater Garreau ließ sein Auge von ihm.

„Sieh! Sieh! . . .“ murmelte er ein zweites Mal. Als der Wagen sich abermals in Bewegung gesetzt hatte, nahm er eins der Gewichte, deren sich sein Reisegefährte bedient hatte.

„Schöne Gewichte, die Du da hast, mein Junge!“

„Ganz neue Gewichte,“ sagte der Wäcker.

„Ganz neue Gewichte, ich sehe es wohl!“

Die gute Laune des Feldhüters wuchs. Er begann vergnügt zu pfeifen.

„Das macht der Aepfelwein!“ wiederholte Verdance.

„Endlich näherte man sich Francheville, dessen Kirchturm sich unendlich vom Wendhimmel abzuheben begann.“

„Es fehlt wohl nicht mehr viel an 8 Uhr?“ fragte Garreau.

„Acht Uhr zehn Minuten präzis!“ erwiderte der Wäcker, nachdem er auf seine Uhr gesehen hatte.

„Das heißt — die Sonne ist untergegangen?“

„Natürlich! . . . Hü!“ trieb Verdance sein Pferd an.

Er wollte die Peitsche gebrauchen, als Garreau ihn in den Arm fiel.

„Höre, mein Junge! . . . Willst Du eine Minute anhalten? . . . Ich muß absteigen.“

„Absteigen? Warum?“ fragte der Wäcker erstaunt.

„Doch im nämlichen Moment erinnerte er sich: Aha! Der Aepfelwein!“

Und die Fingel anziehend, fügte er laut hinzu: „Beilen Sie sich aber, Vater Garreau!“

Garreau stieg ab. Kaum hatte er den Fuß auf die Erde gesetzt, als sich seine Physiognomie wie durch einen Zauber verwandelte.

Er runzelte finster die Stirn, seine Augen blickten streng, und seine große, rote Nase würde noch ein paar Millimeter rötter, als er sagte: „Ich werde gegen Sie Anzeige erstatten!“

„De?“

Der Wäcker sprang in die Höhe.

„Sie haben kein Schild an Ihrem Wagen! . . . Ihr Namen, Vornamen . . .“

„Nanu, Vater Garreau, Sie scherzen wohl?“

„Ich scherze niemals im Dienst! . . . Wie heißen Sie?“

Da Verdance erstaunt Mund und Augen aufsperrte und keine Miene machte, zu sprechen, hielt es der Vertreter des Gesetzes für zweckmäßig, die Fragen zu stellen und selbst zu beantworten.

„Sie heißen Verdance? . . . Schön! . . . Vornamen? . . . Timoleon Gaspard . . . Schön! . . . Beruf? . . . Wäcker! . . . Sehr schön! . . . Wohnung? . . . Francheville . . . Ausgezeichnet! . . . Jetzt eine zweite Anzeige!“

„De?“ Verdance sprang ein zweites Mal auf.

„Sie bedienen sich in Ihrem Gewerbe ungeachteter Gewichte.“

„Weil sie ganz neu sind!“ protestierte der andere, der endlich den Gebrauch der Sprache wiederfand.

„Das ersetzt nicht die Achtung!“ dekretierte Garreau kategorisch.

„Zum Teufel! Welch blödsinnige Idee von mir, daß ich Sie auf meinen Wagen genommen habe!“

Garreau erklärte es für im höchsten Grade unzeit, den Leuten einen erwiesenen Dienst vorzuwerfen, aber er hatte keine Zeit, sich weiter darüber zu äußern. Stoisch, mit jener unerschütterlichen Ruhe, wie sie nur das Bewußtsein der ohne Haß und Furcht erfüllten Pflicht verleiht, fuhr er fort:

„Jetzt die dritte Anzeige!“

„Noch eine?!“

„Die Sonne ist untergegangen, und Ihr Wagen hat keine Laterne!“

„Über zum Domerwetter!“ schrie Verdance erbittert. „Wenn ich mich nicht damit aufgehalten hätte, Ihnen den Wanst mit Aepfelwein zu füllen, dort unten in der Schänke, würde ich schon rechtzeitig ohne Laterne nach Hause gekommen sein!“

Da schlug Garreau einen anderen Ton an. Seine Stimme klang freundlich, fast väterlich, als er sagte:

„Sprich nicht davon, mein Junge, sprich nicht davon! . . . Ich werde in meinem Protokoll auch nicht davon sprechen, weil Dich das zu sehr in die Tinte hineinreiben würde . . . Versuchte Beamtenbestechung — darauf steht Gefängnisstrafe, mein Junge! . . . So! Nun bin ich fertig. Fahren wir weiter!“

Nach diesen Worten machte er Miene, wieder aufzusteigen. Aber das war dem guten Verdance denn doch zu viel. Er versetzte seinem Pferde einen Peitschenhieb und schrie im Davonfahren aus voller Kehle:

„Altes Affengesicht!“

„Beamtenbeleidigung!“ antwortete in der Dunkelheit die Stimme des Feldhüters, der auf der Landstraße geblieben war.

Verdance bekam seine drei Strafmandate, die ihm etliche Franke Geldstrafe einbrachten.

Seinem Versprechen getreu hat Garreau in seinem Protokoll den „Bestechungsversuch“ und die „Beamtenbeleidigung“ verzeichnet. Aus diesem Grunde begreift er auch nicht den Haß, mit dem ihn der Wäcker verfolgt. Er ist sogar tief entrüstet darüber, und in

Momenten, in denen er über dies und jenes seine philosophischen Betrachtungen anstellt — wenn er nicht im Dienst ist, wohlverstanden! — brummt er bitter unter seine große, rote Nase:

„Das der Lohn dafür, daß ich ihn vor dem Gefängnis bewahrt habe!“

Empört über die menschliche Undankbarkeit hat Garreau sein Feldhüterherz gegen jegliche Regung des Mitleids für immer verschlossen.

Kleines feuilleton.

v. Schanze, Schanz — zuschanzen, schanzen. Wenn jemand die Redewendung „sein Leben in die Schanze schlagen“ hört, wird er unwillkürlich an die Schanze denken, die die Soldaten in der Feldschlacht entweder zu verteidigen oder zu erstürmen haben. Und doch ist nichts irriger als dies, weil dieser Redensart der Gedanke an Kampf und Krieg gänzlich fern liegt. Den unter den beiden Wörtern, die die Lexikographen als Schanze verzeichnen, ist das eine „Schanze“ dem französischen *chance* entlehnt. Dasselbe Wort heißt im Italienischen *cadenza* und hat ursprünglich im Lateinischen *cadentia* gelautet. Dies *cadentia* ist aber von dem Tätigkeitswort *cadere*, fallen, abgeleitet, und so bedeutet es denn auch ursprünglich das Fallen der Würfel, das Glück oder Unglück bringt, auch den Einsatz und endlich das Spiel selbst. In dieser Bedeutung wurde das fremde Wort schon im Mittelalter in unsere Sprache aufgenommen und zwar in rein deutscher Aussprache und Schrift. Nur in der heute noch üblichen Wendung „Chancen haben“ tritt der Ursprung hervor. Hans Sachs hat das Wort noch in seiner ersten Bedeutung, wenn er erzählt, Petrus habe einst aus Mitleid etliche Landsknechte in den Himmel eingelassen; bald aber habe er es bitter zu bereuen gehabt, denn sie hätten gleich gebettelt, und als sie etwas zusammengebetzelt hatten, „singen sie zu umschanzen an“, d. h. zu würfeln, woraus endlich Streit und Prügelei entstand. Bald aber entwickelte sich die bildliche und übertragene Bedeutung. Man wendete es an auf das Spiel des Lebens und bezeichnete damit entsehbende Wendung zu Glück und Unglück, Aussicht auf Erfolg, das, was man bei einem Unternehmen aufs Spiel setzt, Wagnis, Laune des Schicksals und ähnliches, wobei die ursprüngliche Bedeutung meist noch deutlich hervortritt.

Von den unzähligen Redewendungen, die früher im Schwange waren, waren die häufigsten: die Schanze gelingt, die Schanze versehen, jemand auf die Schanze sehen, jemand in die Schanze fallen. Besonders Luther wendet ähnliche Redewendungen mit Vorliebe an. Alle diese Redensarten sind jetzt beinahe samt und sonders aus unserer Sprache verschwunden, und nur „sein Leben in die Schanze schlagen“ ist noch geblieben.

Das einfache Tätigkeitswort schanzen hat jetzt die Bedeutung „Glückspiel betreiben“ verloren und lehnt sich mehr an das Wort Schanze, Erdaufrwurf an und heißt: schwere Arbeit verrichten. In dessen in der Zusammensetzung: zuschanzen (einem etwas in die Hände spielen) und etwas erschanzen müssen wir an das erste „Schanze“ denken.

In der verkürzten Form Schanz finden wir es noch in dem Worte Mummenschanz, der ursprünglich einen Wurf in dem Würfelspiel, mummnen bedeutet. Diesem Mummenschanz wurde zu Fastnachtzeiten von Masken gespielt, die in die Häuser gingen und dem Hauswirt und etwa dort befindlichen Gästen stumm und bloß mit Zeichen den Wurf anboten und, nachdem sie gewonnen oder verloren, wieder davongingen. —

tz. Die Lufträume im Körper der Albatrosse. Es ist bekannt, daß die Knochen der Vögel nicht massiv sind, sondern, um den Tieren das Fliegen zu erleichtern, Höhlungen im Körper besitzen, welche mit Luft gefüllt sind. Aber die Vögel besitzen außerdem spezielle Lufsfäden, die meist Erweiterungen oder Ausbuchtungen der Lunge sind und die ihrerseits wieder sich in Verzweigungen durch die verschiedensten Teile des Körpers hinziehen. Diese Lufsfäden bei einer unserer imposantesten Vogelgattungen, bei den Albatrossen, hat kürzlich Franz Ulrich in den wissenschaftlichen Ergebnissen der deutschen Tiefsee-Expedition behandelt. Der Albatross hat in seinen Knochen verhältnismäßig wenig ausgebildete Lufträume. Die Knochen sind zwar schlank und dünn, aber doch sehr fest, sie müssen in den tobenden Stürmen des hohen Meeres dem Vogel die nötige Widerstandskraft bei seinem herrlichen stolzen Flug gewähren. Andererseits aber haben es gerade so große Tiere wie die Albatrosse besonders nötig, möglichst geringes Körpergewicht zu besitzen, das ihnen allein einen leichten ausdauernden Flug garantiert. Denn diese gewaltigen Tiere bringen oft den ganzen Tag lang fliegend über den Meeresbogen zu. Da ist es denn für die Albatrosse von besonderer Wichtigkeit, daß ihr Körper sehr reich mit Lufsfäden angefüllt ist. Schon von dem Schlundkopf gehen einige der Luft zugängliche Ausbuchtungen aus. Sie sind aber unbedeutend gegenüber den gewaltigen Ausbuchtungen der Lungen. Nicht weniger als neun solcher von den Lungen ausgehende Lufsfäden besitzt der Albatross. Von ihnen zieht sich ein Paar nach der Region der Hals- und Brustwirbel, zwei andere Paare versorgen die Gegend um das Zwerchfell mit Luft. Das vierte Lufsfadenpaar ist besonders groß, es erstreckt sich über den ganzen Hinterleib, umgibt in zahlreichen Abzweigungen das ganze System der Ge-

bärme und zieht sich außerdem durch Muskeln und Knochen dieser Körpergegend hindurch. Auch der unpaarige Luftsaft, der die Schlüsselbeinhöhle mit Luft versorgt, hat eine sehr ausgedehnte Verzweigung. Einzelne Aeste von ihm erstrecken sich an Speise- und Atemröhre hin und einer umschließt das Herz gänzlich, andere verlaufen bis in den Oberarm und dessen Gelenkhöhle. So ist denn der Körper des Albatros vollständig von Luftsäcken durchzogen, die als glashelle Blasen unter der Haut, zwischen Muskeln und Knochen verlaufen und selbst in diese eindringen. Die Luftsäcke erleichtern dem Vogel nicht nur das Fliegen, indem sie seinen Körper ballonartig aufblähen, sie stellen ihm auch eine große Menge Atemluft zur Verfügung, die ihm bei der Schnelligkeit seiner Bewegungen von Vorteil sein mag. Sie wirken auch dazu mit, die Stimme des Vogels zu verstärken, der sehr laute Töne von sich geben kann. Man hat den Luftsäcken auch einen Wert für die Transpiration beigelegt. Der Vogel besitzt nämlich keine Hautdrüsen, die Feuchtigkeit (Schweiß) absondern. Er kann also durch seine Haut auch keine überschüssige Wärme abgeben. Dagegen könnte die Luft im Innern der Luftsäcke die warme Feuchtigkeit des Körpers aufnehmen und sie je nach Bedarf an die Außenluft abgeben, um so die Wärme des Vogelkörpers zu regulieren. Die Luftsäcke der Vögel sind demnach so sehr eigenartige Organe, wie sie kaum irgend eine andere Tiergruppe auch nur andeutungsweise besitzt. —

Kulturgeschichtliches.

10. Der Klapperstein. Für weibliche Lastermäuler hatte man vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert hinein in verschiedenen Gegenden Deutschlands eine besondere Strafe: den Klapperstein. Auch der Name Schandstein und Lasterstein war für dieses Strafgerät gebräuchlich. Seine Verwendung war folgende: Eine Frau, die überführt war, jemand durch üble Nachreden verleumdet oder beleidigt zu haben, wurde gezwungen, falls man nicht besondere Milderungen übte und einen Loskauf durch Geld gestattete, im Wäpfergewande unter Vortritt der Büttel durch die Stadt oder um die Kirche herum den 20 bis 100 Pfund schweren Klapperstein zu tragen. So geschah es am Rhein, namentlich im Elsaß, aber auch in Frankreich und Oesterreich. Die Rechtsgebräuche des letzteren Landes bestimmten sogar, daß man Weibern oder Dirnen, die mit einander „kriegten, rausten oder schlugen“, oder „sich mit unziemlichen, die Ehre tödenden Worten schändeten“, den „Klapperstein“, wie er dort genannt wurde, anzuhängen hatte; „den sollten sie tragen durch das ganze Dorf, von einem Fallthor zu dem anderen, und als oft sie rasten unterwegs, als oft zahlten sie 72 Pfennige Strafe. Dazu soll der Richter dinsten einen Pfeifer und ihr eigener Mann einen Paufer.“ Während des Raftens legte der Richter nicht selten drei Holzbecher in ein eimerhaltiges Faß Wein, und alle jungen Burtschen des Ortes tranken es auf Kosten des Weibes leer.

Zu Mülhausen im Elsaß ist der Klapperstein noch heutigen Tages vorhanden und zu schauen. Er hängt am Rathaus an einer eisernen Kette und stellt einen grotesken, lahlen Weiberkopf in natürlicher Größe mit weit herausgestreckter Zunge dar, worunter sich folgende Inschrift befindet:

„Zum Klapperstein bin ich genannt,
Den bösen Mäulern wohl bekannt,
Wer Lust zu Zank und Haber hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt.“

Allem Anscheine nach wurde der Klapperstein in Mülhausen mit Vorliebe und sehr häufig angewendet. Zum letztenmal ist von ihm in den Rathausprotokollen des städtischen Archivs vom Jahre 1781 die Rede: „Am 28. Februar wurde eine Frau wegen ärgerlichen, lästerlichen Redens zum Klapperstein condemnirt.“ —

Technisches.

— Ueber einen Ersatz des Platins in Glühlampen schreibt Ingenieur M. Heine in der „Elektrizität“: Der wertvollste Bestandteil einer Glühlampe ist bekanntlich das Platin, welches bei den Lampen in den Leitungsdrahten Verwendung findet. Man ist gezwungen, Platin zu verwenden, weil erstens Platindrähte in Glas eingeschmolzen werden können, ohne daß das Glas nach dem Erkalten springt (weil Glas und Platin annähernd denselben Ausdehnungskoeffizienten haben) und weil andererseits der Glasfluß sich infolge der Nichtoxydierbarkeit des Platins bei hohen Temperaturen leicht mit dem reinen Metall verbindet und so den gewünschten luftdichten Verschuß bilden kann. Platin ist bekanntlich ein teures Metall, und wenn man auch nur kleine Stückchen bei jeder Glühlampe verwendet, so repräsentieren dieselben doch immerhin noch einen Wert von zirka 23 Pf. und dieser Preis ist je nach den Schwankungen des Platinspreises gewissen Schwankungen nach unten oder oben hin unterworfen. Ein Ersatz des Platins könnte also die Glühlampenpreise wesentlich herabsetzen. Es kann dies als eine Aufgabe betrachtet werden, deren Lösung die Technik immer näher rückt. Aus den Gründen, welche für den Gebrauch des Platins bestimmend sind, ist es leicht einzusehen, daß diese Aufgabe auf zwei Wegen gelöst werden kann; entweder man schafft sich eine Legierung, welche denselben Ausdehnungskoeffizienten wie das Glas hat, oder man präpariert einen geeigneten Kitt, welcher das Glas mit dem Metall luftdicht verbindet. Die Versuche, das Platin durch

ein anderes Metall auf Grund des Ausdehnungskoeffizienten zu verdrängen, sind bisher ohne Erfolg geblieben, und zwar scheiterten diese Versuche hauptsächlich daran, daß diese Legierungen sich vor dem Lötrohre oxydierten, sich also nicht mit dem Glas luftdicht verbanden. Wenn ich mich nicht täusche, haben sich sogar die mit vieler Hoffnung allgemein betriebenen Versuche mit dem Nickelstahl als vergeblich erwiesen. In neuerer Zeit dagegen hat eine französische Glühlampenfabrik den anderen Weg eingeschlagen und es versucht, einen Kitt herzustellen, welcher den obigen Anforderungen genügt und der uns in den Stand setzt, jedes beliebige Metall zu verwenden. Die Zusammensetzung desselben ist natürlich noch geheim gehalten. —

Humoristisches.

— Auch etwas. Heiratsvermittler (zur Kundin): „Eine Schönheit ist der Herr gerade nicht, aber prachtvolles Haar soll er . . . gehabt haben!“ —

— Monolog. Wamperl: „Da ham s' immer an' Lärm mit dem Fortschritt der Medizin — i' glaub' an kan' Fortschritt, solang s' net so weit san, daß sie mit Bier kurieren!“ —

— Genauer Beschreib. „s is' die Neeglichkeit, Sie sein aus Leibzig? Kennen Sie da vielleicht zufällig einen Professor Scherzertemeyer?“

„Zufällig gerade nicht, aber wohl durch Schicksalsfügung.“

„Ei herrjemersch, wie soll ich Sie denn das versteh'n?“

„Ganz einfach: ich bin er nämlich selber!“ —

(„Regendorfer-Blätter“).

Notizen.

— Der Schauspieler Albert Heine, der für die nächste Spielzeit vom Wiener Burgtheater weg ans Deutsche Theater engagiert worden war, kehrt zum Schauspielhaus zurück. —

— Die Morwiz-Oper eröffnet ihre diesjährige Spielzeit am Schiller-Theater O. am 17. Juni. —

— Bizets „Carmen“ wird am 3. Juni für die Opernbühnen frei. —

— Spielhonorare. Die ersten Kräfte der Wiener Hofoper sind im allgemeinen besser gestellt, als ihre Kollegen an anderen Theatern. Einen großen Teil ihrer Einnahmen bilden aber die Spielhonorare. Erkrankt nun ein Künstler oder wird er wenig beschäftigt, so fällt dieser Teil der Einnahmen fort. So können unter besonders ungünstigen Verhältnissen bis zu zwei Drittel des Gesamteinkommens ausfallen. Das hat die Künstler in Harnisch gebracht. Am Dienstag hielten sie eine Versammlung ab. Zu den alten Bedingungen soll kein neuer Vertrag mehr abgeschlossen werden. —

— Der Bildhauer Heinrich Eppler, Professor an der Dresdener Kunstakademie, ist gestorben. Eine Wiedergabe seines Hauptwerkes „Zwei Mütter“ brachte die „Neue Welt“ im Jahrgang 1899, Heft 45. —

— Nach einer in der „Revue“ vorliegenden Statistik betrug der Wert der Kunstwerke, die im Jahre 1902 in den Vereinigten Staaten eingeführt wurden, 20 094 890 Fr. und es wurden 4 518 980 Fr. Zoll dafür gezahlt; für 1903 waren die entsprechenden Ziffern 18 939 320 Fr. und 2 787 865 Fr., für 1904 14 121 225 Fr. und 2 824 245 Fr. —

— Die Zahl der Ruthenen. Die Ruthenen (Ukrainer, Kleinrussen, Russinjanen) gehören zwei Staaten an: Rußland und Oesterreich-Ungarn und bilden gegenüber ihren Nachbarn, den Polen und Großrussen, einen wohl gekennzeichneten slavischen Stamm. In der „Ruthenischen Revue“ wird ihre Anzahl für den Beginn des 19. Jahrhunderts mit 12 300 000 Köpfen berechnet, während sie 1900 auf 28 000 000 Seelen angewachsen waren, von denen rund 24 000 000 in Rußland, 3 000 000 in Galizien, 300 000 in der Bukowina, 430 000 in Ungarn und 250 000 in Amerika lebten. —

— Von dem Astronomen W. Biding, Direktor des Observatoriums des Harvard College (Cambridge, Nordamerika) ist ein neuer, der zehnte Mond des Saturn entdeckt worden. Seine Umlaufzeit beträgt 21 Tage, er steht also 1 1/2 Millionen Kilometer vom Hauptkörper ab. —

— In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend der vergangenen Woche fand in der Schweiz und in Savoyen ein ziemlich starkes Erdbeben statt. In Argentinore (Savoyen) entbrang infolge des Bebens dem Boden plötzlich eine ganz neue, starke Quelle, die sich in die Arve ergoß und diesen Fluß merklich zum Anschwellen brachte. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 7. Mai.